

Was gibt es für Buben? Eher nichts

Schule. Die moderne „Genderforschung“ verwischt Geschlechteridentitäten. Die Realität schaut aber völlig anders aus.

Von Hannes Eichsteininger

Im „Presse“-Interview (13. 6.) zeichnet die Autorin Anne Dittmann ein Bild von „Caring Masculinities“, das so in der Praxis nicht existiert. Buben, die im kontrollierten schulischen Rahmen lernen, sich durchzusetzen? Das Erlernen der als männlich definierten Rollen? Daran wird nach furchtbaren Tragödien erinnert. Sonst gibt es wenige Initiativen, die gezielt mit Buben an den vorwiegend männlichen Tugenden Wettbewerb, körperliche Auseinandersetzung, Führungsverhalten etc. arbeiten. Im Gegenteil, diese gelten eher als Ingredienzen für die viel zitierte „toxische Männlichkeit“. Es ist eben nicht so, dass wir, wie Dittmann sagt, „geschlechtsspezifisch sozialisieren“. Im Gegenteil: Das pädagogische Empowerment hat eine gender-ungerechte Ausprägung: Wir ermöglichen Mädchen vieles. Karate- und Boxtraining für Mädchen? Machen wir! Selbstverteidigung für Mädchen? Standard in Schulen. Und welche Mittelschule käme ohne Initiativen wie „Mädchen in die Technik“ aus? Was gibt es für Buben? Eher nichts.

In Schulen arbeiten überwiegend Frauen, die Tugenden wie Feinmotorik, Stillsitzen oder gewaltfreie Kommunikation hochhalten. Ohne solche als „typisch weiblich“ zu punzieren, fällt auf, dass Buben sich meist deutlich schwerer tun, solchen Normen zu entsprechen. Da sich viele Burschen schwerer positiv sozialisieren als Mädchen, aber nur einen Bruchteil der pädagogischen Unterstützung bekommen, haben wir als Endprodukt viel zu oft die internetaffinen Typen mit Hang zu Ego-Shootern. Das macht noch keinen Amokläufer, es stärkt aber auch nicht die positive soziale Teilhabe junger Männer.

Die moderne „Genderforschung“ verwischt zunehmend Geschlechteridentitäten. Entsprechend dieser Geisteshaltung antwortet Dittmann auf die Frage, ob es mehr männliche Vorbilder braucht, die Buben Fürsorglichkeit vorleben: „Das Geschlecht ist egal!“ „Nein, ist es nicht!“, möchte man als Praktiker schreien. Auch wenn

fantastische Mütter tolle Vorbilder sein können, das Fehlen männlicher Bezugspersonen führt oft zu Schwierigkeiten. Bei den (meist männlichen) „Systemsprengern“ fehlt so jemand praktisch immer.

Der renommierte kanadische Psychologe Jordan Peterson hat bereits vor fast 20 Jahren darauf hingewiesen, dass wir mit Buben geschlechtsspezifisch arbeiten müssen, um sie zu Verantwortungsträgern zu erziehen.

Petersons zentraler Begriff ist hier „Responsibility“, die Vorbereitung auf die Übernahme von großer Verantwortung für die Familie. Da die Genderforschung darin die Gefahr sah, Frauen würden infantilisiert, wurde dieser Ansatz diskreditiert und Artikel, die auf Peterson Bezug nehmen, als „umstritten“ oder „rechtsgerichtet“ geframed.

Die Dividende ist gewaltig

Wir können natürlich die Augen vor der Wirklichkeit verschließen und alles auf die Defizite rückwärtsgewandter Erziehung schieben. Die Realität erlebt man als Lehrer anders: Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind groß. Anstatt diese zuzuschütten, müssen wir Buben ermöglichen, eine männlich konnotierte Geschlechteridentität auszubilden. Nur auf diesem Fundament wachsen Verantwortungsbewusstsein, Fürsorge und soziale Teilnahme. Mit widerborstigen und lauten Buben, die raufen wollen, zu arbeiten, mag mühsam sein. Die Dividende ist aber gewaltig: erwachsene, leistungsorientierte Männer, die Verantwortung für sich und andere übernehmen. Davon brauchen wir mehr.

Hannes Eichsteiner (*1971) ist Historiker, Schulbuchautor und Experte für theologische Frühdrucke. Eine Langversion des Textes finden Sie auf:
diepresse.com/meinung